

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 47

Artikel: Von der Thuner Allmend und Umgebung
Autor: Beetschen, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644002>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

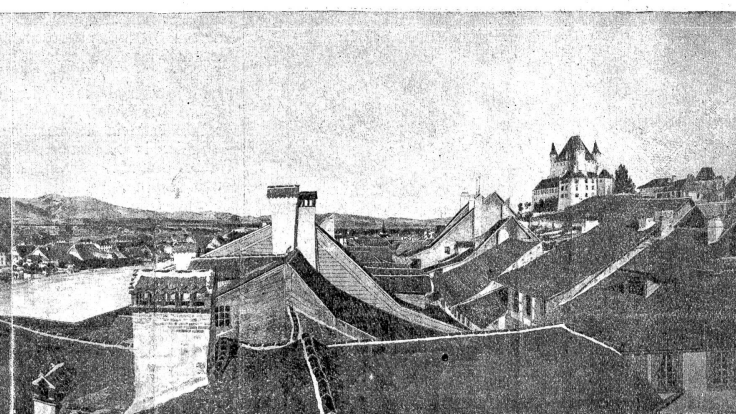
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Panorama von Thun.



Nach einem Aquarell von Marquard Wöcher aus den Jahren 1803—1805.

„Ich wette Hundert gegen Eins: die Seraphina Jung ist die Mutter.“

„Man kann sich irren. An die Seraphina glaube ich wirklich nicht. Aber die Lina Rot freilich möchte ich nicht bürden,“ sagte ihr die Nachbarin, Toft Rainers Magd.

„Eine Hand dürfte ich für ihre Unschuld ins Feuer legen,“ tat Susanna entrüstet. Die Lina war nämlich einig in ihrem Urteil über die Männer. Vor einigen Wochen hatte sie mit der Susanna in das gleiche Lied eingestimmt: „Rein Mann, und wäre er mit Gold und Silber behängt!“

(Schluß folgt.)

Das Panorama von Thun.

Der 1758 in Säckingen geborene Maler, Kupferstecher und Radierer Marquard Wöcher war stets besonders entzückt von der Aussicht, die man vom Friedhof vor der Kirche auf dem Schloßberg in Thun auf See und Alpen genießt, so daß er dieses Panorama öfters malte oder in den Umrisßen ägte und dann kolorierte.

Wöcher stammt aus einer Malerfamilie; sein Vater, Tiberius Dominikus Wöcher, war Hofmaler des Kardinals von Roth, Bischof von Konstanz, und sein Onkel Joh. Friedrich Thaddäus Wöcher war Hofmaler des Fürsten von Fürstenberg gewesen. Er war gebürtig von Salmansweiler im badischen Amte Mörsburg und starb im Mai 1830 in Basel. Wöcher war als Künstler sehr vielseitig, nicht nur Landschafts- und Blumenmaler, sondern auch Porträtmaler. Von seinen Miniaturporträts befinden sich viele im Privatbesitz, namentlich in Basel, wo die öffentliche Kunstsammlung eine große Anzahl von Sandzeichnungen, Spezialzeichnungen und Aquarellen, sowie die Originale von fünf radierten Platten von Wöcher besitzt. Bilder von ihm sind auch im Besitz der Nationalgalerie in Berlin, des britischen Museums in London; das Kunsthaus Zürich besitzt sein Porträt Salomon Landolfs. Einige Male malte Wöcher Napoleon Bonaparte als Konjul, vielleicht zurzeit seines Aufenthaltes in Paris. Nach Alb. Huber (Schweizerisches Künstlerlexikon) zeigte er ein ganz besonderes Talent im Kopieren alter Meister, wie Raffael, Rubens, Rembrandt, Solmei u. a., worin er ganz Hervorragendes leistete. Ungemein zahlreich unter den von ihm geschaffenen Aquarellen sind die Kostüm-

bilder, Genrebildchen aus dem Bauernleben und zum Teil kolorierte Zeichnungen der Schweizertrachten.

Ungefähr 1795 veranlaßte der Architekt Johann Ulrich Büchel den Maler, über dessen Leben und Schaffen wir hier einen kurzen Ueberblick geben, nach Basel zu kommen. Nach dem Tode Büchels heiratete er 1800 dessen Witwe, Anna Maria Fatio; die Ehe blieb kinderlos. 1812 gründete Wöcher mit Peter Wölfer, Peter Birchmann und anderen die Basler Künstlergesellschaft.

Schließlich folgte der Künstler den fähigen Entschluß, sein Lieblingsmotiv, das reizende Stadtbild von Thun mit der schönen Umgebung und dem großartigen Bild auf die See- und Alpenlandschaft, zu einem Panorama in großem Stile zu benutzen. Auf dem Schornstein eines der höchsten Gebäude von Thun, des Moferhauses, gegenüber dem ehemaligen Junfthaus, „Oberherren“ an der Sinnebrücke, nahm Wöcher 1801 jene Rundschau auf; er malte ein Aquarell, nach dem er dann in den Jahren 1803—1805 sein Panorama in Basel schuf. Das Bild, das wir unsern Lesern hier zeigen, ist eine Reproduktion des Urbildes, des in Thun aufgenommenen Aquarells, das sich in einer Längsgröße von 1 Meter 80 in der Rundstimmung in Basel befindet. Dieses Bild hält uns getreulich die damaligen baulichen Verhältnisse in Erinnerung und zeigt einige Gebäude, die seither in ihrer Form verändert worden sind, oder heute nicht mehr bestehen. Die heutige „Seltenei“ (d. h. Haus des Pfarrhelfers) auf dem Schloßberge unter der Kirche, welches Gebäude seither von allen Türmen entbehrt wurde, zeigt noch seine alte Gestalt als das damalige Alteschloß; wir erblicken auf dem Bilde noch das Lauttor, den „Schwarzen Turm“ am Hofstettenquai, die alte Dele an der hölzernen Sinnebrücke, im Bäliz, wo heute die Post steht, die alte Kaserne und andere Einzelheiten, die der Zahn der Zeit inzwischen gefordert hat. Als eine Besonderheit zeigt das große Panorama auf dem Freienhof das Zeit- und Glodentürmchen, wie es heute noch ist, das aber erst nach 1801 aufgerichtet wurde, und deshalb auf der Vorlage fehlt. Was die Wirkung des in Ton und Farbe sehr natürlich gehaltenen Rundgemäldes, das eine Höhe von 7 Metern 50 und eine Länge von 37 Metern 50 hat, gegenüber unserer Reproduktion ganz besonders erhöht, das sind die farbenfrohen Kostümbilder, die Genrebilder aus dem Bürgerleben Thuns, die Wöcher in das Panorama gemalt hat, wovon wir auf dem linken Teil der Aquarellvorlage einige Anfänge oder Andeutungen erblicken. Das

große Panorama zeigt namentlich auf der hölzernen Sinnebrücke und auf dem Freienhofplatz zahlreiche Volkstypen, die Ratsherren und Amtsleute im Ornat, die Bürger und Bürgerinnen in den Landbestrachten, die zusammen ein häßliches, anmutig wirkendes Volksleben darstellen. Interessante Detailbilder fesseln den Beobachter im ganzen Stadtbild herum; aus dem Fenster im weißen Hause mit dem Treppendach vor der Kirche auf dem Berg schaut der Pfarrer mit dem Tellerfragen; in den Häusern an der Kreuzgasse schauen wir hinein in die Wohnstuben und betrachten das Familienleben der Bewohner, auf einem Dache erblicken wir den Kaminfeger, auf einem andern eine Kage usw. Mit diesen Genrebildern ist es dem Künstler gelungen, einen Hauch des damaligen Bürgerlebens in sein Stadtbild und Landschaftsbild zu tragen, was dessen kulturhistorischen Wert ganz außerordentlich steigert.

Zur Aufnahme seines Panoramas ließ Wöcher ein rundes Gebäude auf einem Terrain, das Büchel an der Steinterrasse in Basel 1778 käuflich erworben hatte, und das dann seine Frau in die Ehe einbrachte, erstellen. Das Panorama, das 1816 eröffnet worden war, wurde bald zu einer vielbesuchten Sehenswürdigkeit, denn außer in London, Paris und Wien existierten damals noch nirgends Panoramen. Nach dem Tode Wöchers, als 1837 das Panoramagebäude abgebrochen wurde, kaufte der Architekt Leonhard Friedrich in Basel das Gemälde und schenkte es 1899 dem Verkehrsverein von Thun, der es leider bisher mangels eines geeigneten Raumes nirgends zur Schau stellen konnte. Mit der Erweiterung der historischen Sammlung im Schloß in Thun, die kürzlich die Benützung eines dritten Saales notwendig machte, brach sich nun der Gedanke Bahn, das Gemälde könnte vielleicht stückweise an den Wänden dieses Raumes in seinen schönsten Teilen ausgestellt werden. Dieser Vorschlag gab nun Anlaß zu diesbezüglichen Besprechungen zwischen der Museumskommission und dem Vorstande des Verkehrsvereins, in deren Folge das Panorama am letzten Sonntag des Monats September d. J. in Verbindung mit einer Konferenz zahlreicher Eingeladener zum Zweck eines Augenscheins vor dem Pestalozzischulhaus ausgeteilt wurde. Herr Architekt W. Sopp hielt ein orientierendes Referat über die Angelegenheit und eröffnete eine Umfrage, in der der Gedanke der Zerschneidung des Bildes zur stückweisen Ausstellung keine Liebhaber fand. Sinegen wurde einhellig dem Wunsch Ausdruck gegeben, das Panorama möchte endlich seiner Zweckbestimmung ent-

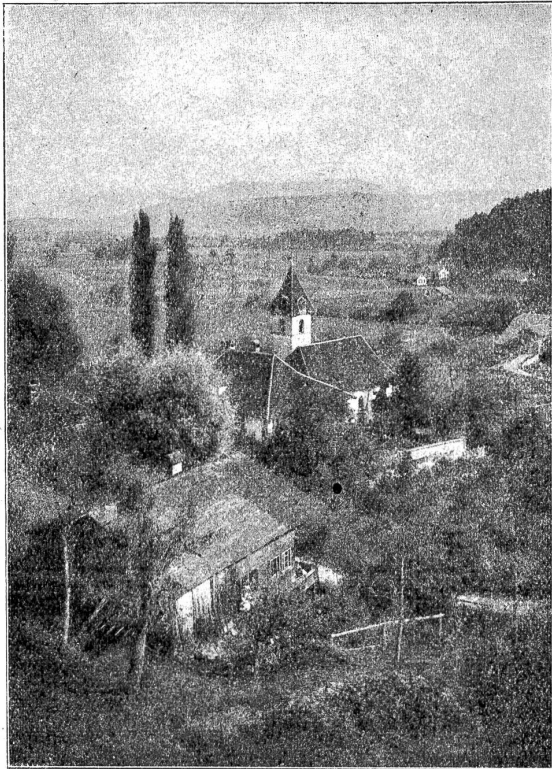
sprechend geeignet untergebracht werden, schon deshalb, um es vor der Zerstörung zu bewahren. Es wurde auch vorgeschlagen, das Bild als zugkräftigen Refamegegenstand für die Fremdenindustrie zu verwerten und in einer großen Stadt im Ausland auszustellen. Dilem Vorschlag wurde bestimmte Opposition gemacht; das Bild soll unserem Lande erhalten bleiben, wödmöglich in der Stadt Thun selbst ausgestellt werden. Der Verkehrsverein wird sich nun mit der Angelegenheit noch eingehend beschäftigen. Die Meinung geht dahin, es sollten die weitesten Schichten der Bevölkerung für die Sache interessiert werden, in der Hoffnung, es möchte sich dann eine Gruppe von Interessenten finden, die der Wünschbarkeit der Erhaltung des ganzen Bildes zur Verwirklichung helfen würden. Man hegt den Gedanken, es ließen sich gewiß eine Anzahl Historiker, Künstler und Kunstverständige finden, die unter dem Protektorat des Verkehrsvereins von Thun einen Fonds zusammenlegen helfen würden, um dem Rundgemälde, das einst ein begabter Verehrer des schönen Thun mit Liebe und Sinegen, mit großer Aufwendung von Zeit und Mühe und Kraft zur Bewunderung für gegenwärtige und kommende Geschlechter geschaffen hat, die verdiente Heimstatt zu errichten. Mit Recht wurde an der bewußten Konferenz, kürzlich, im Pestalozzischulhaus die ganze sorgfältige Erhaltung des wertvollen Gemäldes als eine Pflicht der Pietät und als eine vaterländische Tat bezeichnet. E. F. B.

Von der Thuner Almend und Umgebung.

Von Alfred Beetschen.

Auf der langgestreckten Thuner Almend, die in nächster Nähe das von Sinegenmäulen bewohnte Stadthorn und andere hohe Herrschaften zu ständigen Zuschauern hat, kann man jetzt neuerdings zwei hinter Laubhölzern postierte Fiegerabwehrgehäusche Feuerblitz und Rauchsäulen aufschleudern sehen und gleichzeitig beobachten, wie die sich um Explosionsfrachter wenig kümmernden Kühe, die auf der gleichen Almend in stattlicher Menge militärfromm weiden, beim Anrücken einer Rekruten-Marschkolonne sich ergötlich davontrollen.

Gloden tragen diese schönen Weidtiere allerdings nicht. Troßdem ja der Kommandoton gewisser pflichteifriger Korporale nicht an Klangstärke zu wünschen übrig läßt, würde das friedliche Herdengeläut eben doch nicht recht zum kriege-



Kirche von Thierachern mit Blick ins Aaretal gegen Heimberg.

rischen Handwerk passen. Aber es ist auch so schon ein eigenartiges Bild, Mensch und Vieh auf dem gleichen Rasenplatz ihrer verschiedenen Beschäftigung nachgehen zu sehen.

Manchem Bauernknechtlein, das da gedreht wird, mag die vierbeinige Nachbarschaft Heimweh nach den Bergen und Almhütten wachrufen, soll doch Napoleon I. als Folge schlechter Erfahrungen auf diesem Gebiete seinen Soldaten das Singen und Spielen des Schweizer Kuhreigens verboten haben. Heutzutage ist man nicht mehr so sentimental. Die munter drauflossingenden Füsilier, die da, wie sie stehn und gehn, auf breitem Wagen nach dem Scheibenstand am nahen Wäldchen, wo der Weg nach Thierachern und Metendorf abzweigt, gefahren werden, sind der beste Beweis dafür. Sie rattern mit lachenden Gesichtern durch die staubbedeckte Landstraße an der eidgenössischen Munitionsfabrik vorbei, deren Sirena-Lodruf, zur Arbeit morgens halb sieben, im Volksmund den Spitznamen „Muni-Horn“ erhalten hat, im Gegensatz zum „Labi“-Horn, wie in echt bernischer Gradausart die Signalpfeife der militärischen Laboratoriumswerkstätten genannt wird.

Zwischen Thierachern und Amsoldingen stößt der Wanderer unversehens auf ein Miniaturschlachtfeld, auf dem ganz respektable Trichter im Erdreich das Einschlagen von Geschossen der Allmendgeschütze bekunden. Da den betreffenden Landwirten diese neue Mode zirklopischer Feldbestellung auf die Dauer denn doch zu ungemütlich wurde — gelegentlich sollen Geschosse unter den Hühnern Verheerungen angerichtet und eines davon gar den Weg in eine Schlafstube gefunden haben —, kaufte der Bund jenes gefährdete Terrain an. Eine solide Schutzmauer auf dem der Stodhornfette entlang führenden Höhenweg zwischen den Pfarrdörfern Amsoldingen und Thierachern sorgt überdies in landesväterlicher Weise dafür, daß dem Passanten, wenn unten auf der Allmend nach der Richtung Stodhorn geseuert wird, nichts passieren kann. Das freundliche, an einer Halde sich hinziehende schmucke Dorf Thierachern wird zwar in keinem Fremdenführer extra belobigt, aber man begreift es, wenn ein Graf Platen und Ludwig Spohr, zwei so namhafte

Vertreter von Dichtung und Musik, in diesem grünen Idyll mit dem Fernblick auf den Thunersee und die Gletscher der Berner Alpen sich geborgen und wohl fühlten. Besonders von der „Egg“ aus, wo der Blick gegen das Emmental bis zum Heimberg, der Falkenfluh und dem Hohgant reicht, ist das Landschaftsbild in seiner sanft abgetönten Ausgeglichenheit ein tief beglückendes.

Hier in Thierachern sind kürzlich allerlei interessante Funde gemacht worden; auch Skette, die ihrer außergewöhnlichen Größe wegen wahren Enakfindern gehört haben müssen, kamen dabei zum Vorschein. Ein Skett mit Flügeln, den Tod darstellend, dazu auf dem Schädel den Lorbeer, fand ich an der Pfarrherrn-Begräbniswand des Thieracher Kirchleins auf einem eindrucksvollen Grabstein. Der Tod mit Flügeln! Ein so recht in die Gegenwart passendes Bild; auch wenn man dabei nicht an den Krieg und die vielen Opfer des Flugdienstes denkt. Flügel tragen und beschützen — hüllen ein!

Eine Kirche ohne Uhr am Turm haben die Einwohner von Blumenstein; Uhr samt Turm befinden sich dafür auf dem Schulhaus, wo im Winter gepredigt und Kinderlehre gehalten wird. Die Kirche ist nämlich so weit vom Dorf weg, am Aufstieg zum Stodhorn, in der Nähe des schäumenden „Fallbach“-Wasserfalls, hingebaut worden, daß da eine Kirchenruhr den Kirchgängern nicht einmal viel nützen würde. Die Leute der Gegend behaupten übrigens, die Geißen hätten seinerzeit einmal das Zifferblatt der Kirchturmsuhr abgeleckt, und einige sollen sogar wissen, daß man das Gotteshaus ursprünglich näher dem langgestreckten Dorf zu habe errichten wollen, aber offenbar habe der Böse seine Hand dabei im Spiele gehabt, denn wenn abends das Baumaterial beieinander war, seien die schweren Steine am Morgen beim Fallbach hinten gelegen. Also, wie man hierzuland gelegentlich von Bauern sagen hören kann: „Es isch e Böz vom Tüfel!“ Ein in seiner drastischen Knappheit köstlicher Ausdruck, an denen ja die Berner Oberländermundart in ihren verschiedenen Spielarten nicht arm ist. Das sonst in der Schweiz nicht eben gebräuchliche hochdeutsche „hurtig“ kommt hier mit Weglassung des letzten Buchstabens („hurtig“ — „mach hurtig“) recht häufig vor. Und erst das Simmentaler Berndeutsch weist direkt Anklänge ans Idiom des Spree-Atheners auf, z. B. das breite helle „Neel!“ (für nein), „loofen“ und „verloofen“, während eine bekannte Berliner Redensart lautet: „Wat loof ik mir davor!“

In dieser Gegend vernimmt man auch, daß der Käse, wenn er ganz fein munden soll, vor seiner Einlagerung mit Waadtländerwein eingerieben wird, damit er ein besonders „hüftiges“ Aroma bekommt.

Hinter Steffisburg (Stephansburg), oberhalb der im Talkessel wild aufschaukelnden Zug, an der viel von Fuhrleuten befahrenen Landstraße gegen Schwarzenegg und ins Erz, stehn ein paar einsame Häuser, die den seltsamen Namen „In Abrahams Schoß“ tragen. Vor genau hundert Jahren sei nämlich eine große Hungersnot und alles noch viel knapper und teurer gewesen als heute. In einem der ländlichen Anwesen hauste ein Mannli, einfach „d'r Abraham“ geheißten. Der besaß in seiner Hostet einige schöne Bäume mit „Channehire“; aus diesen Kannebirnen kochte belagter Abraham ein dickes, nahrhaftes Mus und gab allen davon, die in ihrer Not mit leerem Magen und leerem Schüsselchen zu ihm kamen. Von da an hieß das Anwesen des braven Mannes nur noch „In Abrahams Schoß“ — ein Name, der sich bis heute erhalten hat.

Was übrigens in der Gegend um Thun und den Thunersee angenehm auffällt und nachahmenswert wäre, sind charakteristische und höfliche Aufschriften für Autofahrer, wie z. B. „Achtet auf die Kinder!“ — „Bitte, langsam!“ — „Bitte, Lärm vermeiden! Hospital!“ Und das sollen die groben Berner sein? Fast mit Verwunderung und et-

welcher Rührung lieft der Fußgänger solche sanfte Mahnungen, die im Grunde anderswo ebensogut am Plage sein könnten, wie die hier gleichfalls häufig auftauchenden Wegtafeln mit dem zurzeit der Pferdefutternot doppelt beherzigenswerten Memento: „Schonet die Tiere!“

Landa der Tschече.

Novelle von Alfred Fankhauser.

Landa der Tschече saß spät nach Mitternacht in seiner Manfarde, brütete, auf dem gepackten Koffer sitzend, ratlos vor sich hin und zermühte mit krummen Fingern sein schwarzes Haar. Vor ihm auf dem Fußboden lagen ausgebreitete Landkarten. Ein Lichtstod, der im Wachs eingefroren schien, erleuchtete die kleine symbolische Welt.

Von ungefähr froh eine Spinne über den Boden und betrat die österreichischen Kronländer. Landa hob den Kopf und begann mit der Spinne zu sprechen:

„Woher des Weges? Und wohin?“

Er schrak nicht zusammen vor der eigenen Stimme, sondern fuhr fort zu sprechen: „Danke sehr für Ihre Gesellschaft. Man ist oft mehr allein, als gut ist für den Mann. Sind Sie weit gewandert? Bei Gott! Sie sind das erste lebendige Wesen, das mir seit drei Tagen begegnet!“

Da nun die Spinne fröhlich über ganz Europa hinweg walzte, lachte Landa auf einmal hell auf und begleitete jeden Absteher, den sie machte, mit seinen Glossen: „Sie gehen an Paris vorüber? Bei Gott, das kommt selten vor! Und Deutschland scheinen Sie zu fürchten wie die Pest! Ja nun, Sie werden Ihre Gründe haben! Sind Sie Zigeunerin? Die Bewegungen Ihrer schlanken Glieder lassen es vermuten. Wenn dem so sein sollte, dann reifen Sie wahrscheinlich ohne Papiere. Ach, dann verstehen wir auch, warum Sie so eilen! Nur fort! Fort! Uha! Nun schwenken Sie rechts ab! Sollen fromme Leute sein, die Basler! Pah! Wer spricht noch davon! Sie würden Hiobs Proben nicht bestehen!“

Wie nun aber die Spinne tiefer in die Schweiz hineindrang, befiel sie auf einmal eine sonderbare Angst. Sie schoß im Zickzack von Grenze zu Grenze, atmete Todesangst und stand jeden Augenblick still. Dann stürmte sie über die höchsten Alpen davon nach Italien. Das machte dem Tschечен eine gewaltige Freude; grimmig und verständnisvoll grollte er:

„Wissen Sie wohl auch, was das sagen will: Die Kantonspolizei! O, Sie Arme! Wer keine Papiere hat, kriegt weder Brot, noch Butter. Wohin werden Sie nun ziehen? Wohin geht aller Zigeuner Sehnsucht! Nach Böhmen hin! Nehmen Sie den graden Weg! Fürchten Sie weder Berg noch Strom und fahren Sie nach Böhmen. Ich werde Sie begleiten und werde Ihnen Vieles zu sagen haben. Ich werde Ihnen Grüße auftragen und allerhand Spässe an die Zurückgebliebenen. Sagen Sie Ihnen, daß die Welt sehr groß und sehr schön sei.“

Landa sprach schon nicht mehr. Er dachte nur noch bei sich selber, was er der Zigeunerin, wenn sie nach Prag reisen würde und wenn sie eine wirkliche Böhmin wäre, auftragen wollte.

„Sagen Sie dem Herrn Oberpostmeister Landa, sein Sohn, der Taugenichts, habe draußen in der Welt gewiß mehr gelernt als zu Haus im Gymnasium. Und das Leben habe ihn für die kleine Schelmerei mehr gelehrt, als es sieben Karzermeister hätten tun können. Und habe ihn besser kurier als zehn Schulmeister. Sagen Sie dem alten Bielinski, dem Deutschprofessor, daß er seiner großen Grammatik zum Trost ein Esel sei, der besser Fleischhader als Schulmeister geworden wäre. Was soll das heißen, einen Jungen an beiden Ohren reizen, bis sie an den Wurzeln bluten, nur wegen eines lumpigen Fünffronenstückes? Und

du lieber Gott! Der Mama sag, sie soll sich nicht grämen und soll nicht schlimm denken von ihrem Sohn. Sie soll sich lieber sagen, daß er gewiß nicht fortgelaufen wäre, hätte sie nur ein klein bißchen mehr Mut gezeigt und zu ihm stehen dürfen, als er gefloht hatte und die Ungeheuer alle auf ihn losstürzten: Der Bielinski, der Oberpostmeister und der Priester und alle ihm drohten mit zeitlichen und ewigen Strafen! Das soll sie sich sagen!

Der Junge aber ist gewiß ebenso brav gewesen wie jeder andere. Vielleicht, wenn bessere Zeiten kommen werden, darf der junge Landa heimkehren. Dann wird er den Jungen erzählen von den sieben Ländern, die er durchkreist hat. Und wird die Jungen aufreizen gegen die alten Fleischhader und Oberpostmeister und Prügelprofessoren. Einstweilen aber ist noch nicht gute Zeit. Einstweilen wird Landa wandern müssen. Und war das vielleicht schlimm, das Wandern? Es war eine schöne Zeit, wenn auch nicht immer eine gute Zeit.

Was man nicht alles erleben muß in sieben Ländern! Welche Arbeit man nicht verrichten muß, um sich zu ernähren! Welche Mühe das nicht kostet, bis man bloß Arbeit hat! Wie man dem Fremden mißtraut! Und wie dann plötzlich alles endet, wenn die Polizei kommt und fragt: „Papiere?“ Da muß man das Land räumen, innert vierundzwanzig Stunden. Am wohlsten ist man mit dem Rucksack am Budel. Ein Koffer ist auf mehr als eine Weise unbequem. Warum muß man nur einen Koffer erben! Seitdem, wie man in der wilden Fremde zum Erben kommen kann! Ein Polak, der mit Landa durch das weite Frankreich zog, der seltsamerweise Landa hieß, trotzdem er hundert Meilen hinter Prag daheim war, der dann im Hospital zu Genf starb, hinterließ dem andern Landa, der aus Böhmen stammte, seinen Koffer als Erbe. Armer Landa aus Polen! Nun bist du längst tot! Und der andere Landa aus Böhmen verwünscht deinen Koffer, weil er zu schwer ist für den Rücken eines Heimatlosen. Mit dem Rucksack wird es viel leichter gehen. O, es hat mehr als einen Hafen, das Erben! Man wußte ohne den Koffer nichts von den Sorgen des Verlierens! Freilich! mit der Wäsche war es manchmal ein wenig unbequem. In Italien wurde es sogar schauerhaft. Das verdammte Ungeziefer setzte einem zu und sog das bißchen von gesundem Blut aus den Gliedern. Gott! Aber schön war Italien! Im Frühling, wenn die Mandelbäume blühten und ihre kleinen Kronen wie rötlicher Rauch von ferne schimmerten, wenn die Magnofen flammten wie silberne Lichter und eine Sonne aus dem Himmel herniederbrannte — welche Sonne!

Nur mit der Arbeit war man in Deutschland besser dran. Das ist ein vortreffliches Land! Wenn man nur nicht auf diese Weise schikanert würde! Sonderbar, daß man in Deutschland darauf auszugehen scheint, jeden Faulenzer, der am Hag liegt und sich der lieben Sonne freut, zu packen und von der Erde auszuwischen! Und die Menschen lassen sich Solches bieten! Es hat Sinn, gewiß. Arbeiten soll man! Damit alle Brot haben und ein Stück Tuch, um sich zu kleiden. Aber wieso muß man in einer Musikboxenfabrik arbeiten, um Brot zu kriegen. Das ist Zwangsarbeit. Oder wieso macht man auf der Welt so viele überflüssige Koffern! Nein, Deutschland ist ein vortreffliches Land. Aber man macht zu viel Koffern und Musikboxen und andere, schlimmere Dinge und man versteht nicht mehr an der Sonne zu liegen. Darum zog Landa es vor, weiterzuziehen und es mit Frankreich zu versuchen.

(Schluß folgt.)

Krieg und Revolution.

Bericht vom 14. bis 21. November.

Es sei hier zunächst einmal die veränderte Situation der Welt theoretisch dargelegt. Mit dem Zusammenbruch